Interessen der Automatenindustrie über die Suchtprävention“, sagt Becker.

Vor dem „Casino 36“, einer Spielhalle am Kottbusser Tor in Kreuzberg, lehnen Jugendliche an einer Mauer. Sie sind zu jung fürs Casino, wo der Zutritt erst ab 18 Jahren erlaubt ist, aber sie daddeln ungehindert an den Automaten in Döner-läden und Cafés.

Die Stadt Berlin hat zwar seit Juni 2011 eines der strengsten Spielhallengesetze der Republik, das die Neueröffnung von Spielotheken erschwert. Doch damit wurde das Problem nicht gelöst, sondern in Buden und Gaststätten verlagert, in sogenannte Café-Casinos. Jeder kann rein, ohne Altersbeschränkung. Sozialarbeiter Yasaroglu geißelt sie deshalb als „Einstieg in die Abhängigkeit“. Einer aus der Gruppe am Kottbusser Tor erzählt, er zocke seit seinem zwölften Geburtstag: „Es ist einfach. Alle tun es.“ Um das Spielen zu finanzieren, breche er in Läden ein. Oder er beklaue Passanten.

In einer fast leeren Berliner Wohnung sitzt Berkant O., 40, auf einem abgewetzten Sofa. Wegen seiner Spielsucht hat er sich derart verschuldet, dass er Möbel und Stereoanlage verkaufen musste. Er schläft auf dem Ausziehsofa im Wohnzimmer, seine 8 und 13 Jahre alten Söhne, die er allein großzieht, haben ein schmales Zimmer nebenan.

Als sich seine Frau vor drei Jahren von ihm trennte, begann der Deutschtürke zu spielen – zur Ablenkung und in der Hoffnung auf schnelles Geld. Er wollte seinen Kindern etwas bieten. Von seinem Gehalt als Hausmeister einer Schule konnte er sich das nicht leisten. Anfangs gewann er kleine Summen. Doch schon bald verspielte er sein Einkommen, das Kindergeld. Er musste umziehen, weil er die Miete nicht mehr bezahlen konnte. O. erzählte niemandem von seiner Sucht. Sein Vater ist gläubiger Muslim. Er hätte dem Sohn das Zocken nicht verziehen, Glücksspiel gilt im Islam als Sünde.

Nur zwei von zehn Spielsüchtigen holen professionellen Rat ein, heißt es im Suchtbericht der Bundesregierung. „Alle spielen, aber keiner gibt zu, krank zu sein“, sagt der Psychologe Erdogan. Er hat in Berlin eine Selbsthilfegruppe für muslimische Männer gegründet. In seiner Runde ist Spielsucht das zentrale Thema. Erdogan sagt, es sei wichtig, jungen Männern eine Perspektive zu geben. Er will ehemalige Spieler zu Laien-Therapeuten ausbilden. Sie sollen Abhängigen Wege aus der Sucht weisen.

Berkant O. hat erst Hilfe gesucht, als das Jugendamt drohte, ihm die Kinder wegzunehmen. So kam er in Erdogans Männergruppe. Inzwischen sei er „clean“, sagt er, doch das Verlangen nach den Automaten spüre er nach wie vor. „Ich kriege das Geräusch nicht aus dem Kopf.“

Maximilian Popp

FORSCHUNG

„Auf der Scheiße-Linie“

Der Freiburger Sprachwissenschaftler Hans-Martin Gauger, 77, über Vulgärsprache im internationalen Vergleich

ISOLDE OHLBAUM

Autor Gauger

SPIEGEL: Sie haben für Ihr neues Buch untersucht, wie die Deutschen im Vergleich zum übrigen Europa schimpfen, beleidigen und fluchen*. Mit welchem Ergebnis?

Gauger: Fast alle Europäer, von den Portugiesen über die Italiener bis zu den Russen, ziehen für ihre Vulgärsprache vorherrschend Sexuelles heran. Die Deutschen schimpfen hingegen exkrementell, man könnte auch fäkalisch sagen oder, mit Sigmund Freund, anal. Wir sind, auf Deutsch gesagt, beharrlich auf der Scheiße-Linie.

SPIEGEL: Warum sind die Deutschen so auf Ausscheidungen fixiert?

Gauger: Ein US-Wissenschaftler hat den Deutschen unterstellt, sie seien als Volk entwicklungspsychologisch in der analen Phase stecken geblieben. Aber das halte ich für böswillig, genauso wie die Hypothese, die Deutschen kompensierten so ihren Reinheitswahn.

SPIEGEL: Also?

Gauger: Ich habe nur eine bescheidene Erklärung: Hierzulande haben die Sprechenden seit langem, schon im frühen Mittelalter, nur diese eine Fährte verfolgt. Dabei sind sie geblieben, während sonst zweifährtig gearbeitet wurde, mit Vorzug fürs Sexuelle.

SPIEGEL: Geschlechtliches derb zu benennen ist uns nicht fremd.

Gauger: Ja, richtig. Es wird üblicher, wobei das Zeitwort „ficken“ älteren Menschen wie mir besonders schwer über die Lippen geht. „Die haben uns heute schwer gefickt“ – dazu stand früher im Duden „Bundeswehr“, heute steht dort auch „Jugendsprache“.

SPIEGEL: Ist es denn eine zivilisatorische Errungenschaft, mit sexuellem Vokabular ausfällig zu werden?

Gauger: Jedenfalls ist es vielfältiger, weil sexuelle Ausdrücke sowohl Negatives als auch Positives bezeichnen können. Das Exkrementelle steht immer für etwas Unerfreuliches, es ist eindeutig. Wir Deutschen betrachten es deshalb als uns angemessen, als ehrlich und direkt, ablesbar an Redewendungen wie „Auf gut Deutsch gesagt, das ist mir scheißegal“.

SPIEGEL: Gibt es Unterschiede zwischen Männern und Frauen?

Gauger: Die Vulgärsprache gibt eine männliche Sicht wieder. Frauen holen nur insofern auf, als sie jetzt vielfach diese Ausdrücke übernehmen – als Einbruch in etwas ihnen Vorenthaltenes und als Zeichen von Emanzipation. Wenn beschimpft wird, dienen Frauen meist als Objekte, um Männer zu kränken, etwa in der Spielart der Familienbeleidigung.

SPIEGEL: Was ist das?

JOHN MACDOUGALL / AFP

WM-Stars Zidane, Materazzi 2006: *Die Familie beleidigt*

Gauger: Im Finale der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 provozierte der italienische Verteidiger Marco Materazzi den französischen Star Zinedine Zidane zu einem Kopfstoß. Der vorausgegangene Wortwechsel lief so: Zidane sagte dem Gegenspieler, der ihn am Trikot gehalten hatte: „Wenn dir mein Hemd so gut gefällt, kannst du es nachher haben.“ Daraufhin der Italiener: „Ich ziehe deine Schwester, die Nutte, vor.“

SPIEGEL: Wird unser Umgang vulgärer?

Gauger: Der Eindruck drängt sich auf, wenn man Talkshows ansieht oder Interneteinträge liest. Ich bin da vorsichtig. Die römischen Soldaten zum Beispiel haben sicher vieles gesagt, das eben nicht aufgeschrieben wurde. Das Vulgäre gehört zum Alltag.

Interview: Jan Friedmann

* Hans-Martin Gauger: „Das Feuchte und das Schmutzige. Kleine Linguistik der vulgären Sprache“. Verlag C.H. Beck; München; ab 21. September erhältlich; 16,95 Euro.